Feiertag

Gerd Hooge

Mit Erlaubnis des Verfassers Gerd Hooge entnehmen wir dieses Kapitel dem in Carl Hinstorffs Verlag, Rostock, erschienenen Roman „Rauhe Wege", der — aus Blut und Boden holsteinischer Heimat erwachsen — eine Fülle lebensechter Landschaftsbilder wie auch eine große Reihe trefflich gezeichneter Gestalten dem Leser nahebringt.

Von Doodenkoog führen mehrere, meist schnurgerade Wege in alle Windrichtungen. Manchmal laufen sie in größeren oder kleineren Raumabständen parallel nebeneinander, bis plötzlich wieder ein Weg rechtwinklig abzweigt und, einer scharfgezogenen Linie gleich, das tiefe Land aufteilt und einrahmt. Aber diese Wege sind nicht etwa, wie einige Wegstunden weiter östlich im Innern Schleswig-Holsteins, breite, gewölbte Landstraßen mit dicht und bunt bewachsenen Seitengräben, wuchtigen, rauschenden Baumriesen und breiten, raschelnden Knicks, welch letztere sich in großartiger Vielgestaltigkeit aus allen heimischen Baum-, Strauch- und Pflanzenarten zusammensetzen und sozusagen die Chaussee der Länge nach sorgsam in ein endloses, schützendes Bett legen, als sei sie keine starre, steinige Fahrbahn, sondern ein ruhig dahinziehender Flußlauf, nein, so sehen die Wege um Doodenkoog nicht aus. Im Gegenteil, schutz- und schmucklos liegen sie auffallend hoch über dem flachen Marschboden, höher noch als ein gewöhnlicher Bahndamm, dazu ist ihre Fahrbahn oft derartig schmal, daß zwei Fuhrwerke Mühe haben, aneinander vorbeizukommen. Diese sonderliche Bauart findet ihre Erklärung darin, daß es ursprünglich gar keine Landstraßen waren, sondern Deiche, ja Seedeiche. Weit und breit durchziehen sie das niedere Küstengebiet und schaffen so eine eigenartige Landaufteilung. Es ist schon lange her, als die offene Nordsee ihre salzigen Fluten an ihnen hochspülte, aber ihr trotziges Grollen schallt noch sehr vernehmbar herüber und ihr harter Atem weht frei über die Marsch. In jahrhundertelangem zähen Ringen haben die Menschen dem ungezügelten Meer fruchtbaren Wattboden entrissen und das junge, tiefe Land durch hohe feste Deiche vor den Fluten geschützt. So wuchs die Küste allmählich nach Westen ins Meer, der Mensch drängte das ungestüme Element zielbewußt in die Defensive. Aus arg bedrängten, von Sturmfluten angebissenen Außendeichen wurden durch langsam fortschreitende, weitere Landgewinnung stille, ungestörte Innendeiche und zugleich vorzügliche Hochwege.

Wenn aber im Herbst und Winter „der blanke Hans" da vorn im Weststurm wütet und kocht, und Brecher über Brecher gegen den Hauptdeich schmettert, dann dringt das Donnern und Rollen noch weit über die Innendeiche, die pensionierten Landesverteidiger, hinweg und erinnert an längst vergangene Sturm- und Drangtage. Das sind dann Tage und Nächte, in denen die wenigen alten Ulmen und Weiden, auf den vereinzelt daliegenden und auf hohen Wurten errichteten Gehöften, mit ihren hohen, verwitterten Wipfeln auf das Meer schauen und so seltsam schaurig zu rauschen beginnen, daß man glauben könnte, sie weinten und schrien. Eng zusammengeduckt stehen Wohnhaus, Stall und Schuppen in beklemmender Schweigsamkeit auf dem grasbewachsenen Erdhügel, als rechneten sie jeden Augenblick mit den durchgebrochenen, herangischtenden Wogen. Aber der Bauer und seine Vorfahren haben ihre Kräfte oft genug mit dem unruhigen trutzigen Gesellen da vorn gemessen, die Kräfte sind ausgeglichen, Gischt und Donner zur Gewohnheit geworden.

Auf einem dieser Deichwege gingen Klaus und Hanna meerwärts. Zur Rechten und Linken breitete sich unter ihnen das üppig bewachsene, jungfräuliche Land. Ein frischer, schräg von vorn kommender Wind blies die Beiden unablässig an. Über ihnen der Himmel war wunderlich bedeckt, ein wirres und doch als Ganzes formbetontes Gewölk zog seinen uralten Weg. Manchmal blickte die Sonne für Augenblicke durch die wandernden Schleier und ließ Gräser, Blumen und Herzen aufleuchten. Linker Hand, weit ab auf einer hohen Wurt, reckte eine von Wind und Wetter gehörig mitgenommene Mühle ihre Flügel starr in die Luft, gleich einer abwehrenden Riesenhand. Nur wenige vereinzelte Gehöfte erhoben sich fern im Blickfeld, wie vorgeschobene Wachtposten, die das neue Land sicherten. Alles was Menschenhände

in diesem abgelegenen Küstenstrich errichteten, schien mit der Stirn dem Meer zugewandt zu sein und ließ den Wanderer nie vergessen, daß hier einmal allein salzige, schäumende Wogen hin- und herzogen.

Es war Sonntag. Der Ruhe und Feierlichkeit ringsum haftete das Herbe, um nicht zu sagen Drohende, der Landschaft an. Man atmete bewußt, der Kreislauf der Luft schien geistige Energien zu enthalten, die die Seele munter und den Leib frisch hielten. Leise zitternde Feierlichkeit erhält den Gottesglauben in diesem Land und schafft Sonntage voll erneuernder Lebenskraft. Nur Wind und Meer kehrten sich heute nicht um das Gebot: ‚Du sollst den Feiertag heiligen', sie waren an der Arbeit, rastlos, unermüdlich. Aber hatten nicht heute die beiden starken Elemente andere, feierlichere Stimmen, als gestern, trotzdem sie mit vermehrten Kräften wirkten? Oder hatte das sonntägliche Ohr nur so entschieden?

Klaus und Hanna waren barhäuptig, der Wind fuhr ungehindert in ihr Haar und zerzauste es gehörig. Er preßte ihre Kleidung fest gegen die Körper und was dann noch übrig blieb, ließ er laut und kräftig flattern. Hanna war Klaus immer vier, fünf Schritte voraus, sie wollte zuerst am Hauptdeich sein.

„Fein, daß wir so früh aufgestanden sind, Klaus." „Ja, wir kommen grade hin, wenn Hochwasser ist."

„Junge, Junge, da hat sich aber ein ganz gehöriger Wind aufgemacht", rief sie laut und schaute sich lachend um, ihr Gesicht war frisch und rot. „Mein Haar muß ja doll flattern. Wie seh' ich denn überhaupt aus?"

„Soll ich dir sagen, was ich denke, seit du da so stolz vor mir hingehst?"

„Ja", rief sie, ohne sich umzuschauen und das Tempo zu verlangsamen.

„Du siehst aus, wie eine richtige Seeräubertochter, die Ausschau halten will nach dem Piratenschiff ihres Vaters, ob es nicht bald über den Horizont guckt."

„Ist nicht wahr!"

Sie warf den Kopf in den Nacken und hielt ihren Mund weit gegen den Wind geöffnet.

„Doch, gerade so siehst du jetzt aus. Du müßtest dich nur einmal sehen, wie du ausschreitest, so stolz und so leicht, den Kopf mit dem hellen, wehenden Haar im Nacken, unter deinen Füßen der hohe Deich, über dir die jagenden Wolken und vor dir die rollende Nordsee. So sieht wahrhaftig und bestimmt eine Seeräubertochter aus." Er umfing ihre Gestalt mit glücklichen Blicken.

„Warum kann ich nicht ebensogut eine Fischertochter sein, die ihren Liebsten am Strand erwartet, warum gerade eine Seeräuberin?"

„Eine Fischerstochter geht anders als eine Piratentochter, ganz anders, auch hat sie eine ruhigere Stimme."

„Ganz im Anfang war ich deine germanische Irmentrud, aber das ist schon lange her," sagte sie, die Augen immer geradeaus gerichtet. „Heute siehst du in mir das Kind eines Freibeuters."

„Ich bin aber gar nicht enttäuscht, liebe Deern, wenn ich in diesem Augenblick in dir die schöne Tochter eines gefürchteten —"

„Halt!" unterbrach sie ihn und sah ihn vorwurfsvoll an. „Du sollst das nicht sagen."

„Ich bin aber stolz darauf", erwiderte er lachend. „Ist es nicht etwas ganz Besonderes und Reizvolles?" „Seeräuber gibt es überhaupt nicht, so."

„Aber es hat welche gegeben, so. Du weißt ja gar nicht, ob du nicht vielleicht aus einem alten Seepiratengeschlecht stammst. In unserer Heimat waren sie nämlich damals so recht zu Hause, und irgendwo müssen doch ihre Nachkommen heute noch sein."

Sie schritten dabei rüstig aus, sie immer voran in flatterndem Kleid und mit wehendem Haar.

„Wenn jeder Mensch wüßte, was seine Vorfahren getrieben haben," sagte er mehr zu sich selber, „dann würde mancher sich manches erklären können."

Nach einer kurzen Pause warf sie den Kopf herum und rief zurück: „Dein Vergleich trifft übrigens sehr daneben, mein Lieber."

„Wieso?"

„Na, denk mal nach, wie oft du mich einen Angsthasen geheißen hast. Haben Seeräuber Angst?"

Er besann sich einen Augenblick und erwiderte dann: „O ja, Seeräuber sind

abergläubisch. Denk' nur mal an den Fliegenden Holländer und an den Klabautermann."
Sie schwieg. Nach etwa zwanzig Schritten rief sie mit veränderter Stimme laut und jubelnd: „O da! Sieh mal, wie bewegt heute."
Eine halbe Minute darauf standen sie nebeneinander auf dem hohen Außendeich und taten, was viele Menschen tun, wenn sie nach einer Wanderung die Küste erreichen, sie standen ganz still und ließen ihre Blicke bewundernd über die endlose glasiggrüne bis schwarze Wasserfläche gleiten. Es ist etwas ganz anderes, ob man von einer natürlichen Steil- oder Dünenküste aus über das Meer schaut oder auf der Krone eines künstlichen Deiches steht und so recht fühlt, daß hier der Mensch dem Meere die Grenze gesetzt hat. Bewunderung und Stolz mögen dann das Gemüt erhellen, aber wenn bisweilen das ungestüme Element zu brodeln und zu steigen beginnt und der Deich gleichsam in ihm zu versinken scheint, dann kommt es vor, daß Furcht und Sorge herankriechen und sich wie ein lähmender Druck über das Empfinden wälzen. Der Mensch kennt das Meer nicht besser, als sich selbst.
„Es ist kein Schiff zu sehen, Klaus, kein Segel und keine Rauchfahne. Nur Möven sind da und lassen sich von den Wellen wiegen."
„Wie fein sie zu den Schaumköpfen passen."
Sie schwiegen wieder und lauschten auf die Geschichten des Windes und der Fluten. Kein Mensch und kein Menschengeräusch erreichte die Wahrnehmung. Feiertag-Feierstunde.

Ein Buch, welches zu leben, in Fleisch und Blut einer Generation überzugehen und dort einen Tropfen seines Blutes einzugießen anstrebt, muß wie ein langer, warmer und liebevoller Händedruck sein, den der Verfasser dem Leser gibt.

Mantegazza.

Es gibt viele Menschen, die rasch mit der Behauptung bei der Hand sind, das Lesen von Büchern sei Leben aus zweiter Hand, schlechter Ersatz für wahrhaftiges Erleben. Was für eine schnellfertige und durchtriebene Lüge! Diese Leute, wenn sie nicht fähig sind, sich selber ein Buch zum Erlebnis werden zu lassen, wie sollten sie überhaupt die Kraft aufbringen, wirklich zu leben, wie sie prahlen! Nicht nämlich die Ereignisse, die um uns geschehen, nicht die Freuden und Leiden, die uns widerfahren, nicht die Menschen, denen wir begegnen, die mit uns ein Stück unseres Weges gehen –, alles das ist nicht entscheidend, weil es dem Zufall anheimgestellt ist; vielmehr der Mensch selbst, der es erlebt, auf den kommt es an, auf seine Erlebnisfähigkeit, auf die Intensität, mit der er empfindet, das eine aufnimmt, das andere verwirft, sich die einen zu Freunden, die anderen zu Feinden erwählt. Dazu gehört – Phantasie. Und zum Lesen von Büchern gehört ebenfalls Phantasie. Nichts unterscheidet also das Buch vom Leben. Wer keine Bücher lesen kann, der kann auch nicht wirklich leben. Was für ein armseliger Mensch!

Gerhard Menzel.